

Zeitschrift: Helvetischer Hudibras : eine Wochenschrift
Herausgeber: Franz Josef Gassmann
Band: - (1798)
Heft: 4

Artikel: Diogenes Tonne
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-820465>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Helvetischer Hudibras.

Viertes Stück.

den 27ten Jänner, 1798.

Diogenes Tonne.

Nun fragt es sich nur: Welcher war
Von beyden wohl der größte Narr.

Diese Verse auf dem Titelblatt unserer Wochenschrift haben zu manichfaltigem Scherz, auch zu bittern Spott Anlaß gegeben. Die Ursache davon mag vielleicht darin liegen, daß man den Charakter des Diogenes nicht genug kennt; man hält ihn gewöhnlich für einen witzigen Spassvogel, er war aber mehr, er hatte Kopf und Herz am rechten Fleck, nur pflegte er die Wahrheit in etwas zu derben Bildern anschaulich zu machen. Zum Beweis dessen will ich ihr hier die Geschichte seiner Tonne selbst erzählen lassen, so wie sie jüngst in einem deutschen Journal erschien.

Dion. So ganz und gar, lieber Diogenes, wirst du dich nicht rein waschen, wenn ich dir auch alles zugebe, und so, wie du dein Leben erzählst, erhält es freylich eine andre Farbe, als wenn die Philosophen es erzählen. —

Diogenes. Ja, die Philosophen! Freylich, da bin ich der eitle Thor, der mit seinen Seltsamkeiten sich gern bey den Griechen möchte ins Gerede bringen.

Urtheile du selbst; ich habe dir meine Begebenheiten erzählt, ob mein Leben oder mein Charakter sonderbar ist; ich meyne das erste.

Dion. Wie du es stellst, frenlich; aber ganz rein, wie gesagt, wirst du dich dennoch, selbst in meinen Augen nicht machen. Welch ein Einfall! Welch ein seltsamer Einfall, eine Tonne zu seinem Hause zu machen! Gesteh' nur, Diogenes, es war eine Grille, mit der du glänzen wolltest.

Gute Götter! Rief Diogenes sehr ernst, stand auf, und schlug die Hände betrübt zusammen. Glänzen? Er gieng den Gang hinab, dann kehrte er zurück, und setzte sich neben seinen Freund. Er faßte Dions Hand und sagte bewegt: diese Tonne, Freund, diese Tonne! Es wohnte vor mir ein Mensch darin, und jetzt noch ist sie bewohnt, jetzt noch, und zwar vor Einem, der in dieser Tonne lernte ein Mensch seyn. O wenn du wüßtest, wie ich zu dieser Tonne kam, zu dem Einfalle in dieser Tonne zu wohnen, du würdest mich einen platonischen Schwärmer heißen, und keinen Thoren. Wahrhaftig, ich wollte mit dieser Tonne nicht glänzen! So oft ich noch jetzt nach Korinth komme, schlafe ich noch immer eine Nacht in der Tonne, und beneze sie mit heißen Thränen.

Dion. Nun! Du hast mich neugierig gemacht. Erzähle nur.

Diogenes. Erinnere dich, daß wir beyde in Athen lebten. Du giengst nach Asien, und ich mußte bald nach deiner Abreise nach Korinth reisen, um durch die Verdauung einer Mahlzeit und durch meine Fürbitte bey dem reichen Leontes, einige arme Familien glücklich zu machen.

Die Reise wirst du ohne Zweifel wieder seltsam finden. Ich habe auch nichts dagegen, wenn du die

Reisen der jungen Athener, Spartaner und Epiroten
 Simpler findest, die reisen, um als Thoren, oder
 Bettler, als Schwelger oder Gerippe wieder zu kom-
 men, und sich dann zu jedermann hinpflanzen, um
 mit der Zahl der Säulen an Dianens Tempel, mit
 der Beschreibung einer Feluke, auf welcher sie die
 Gnade gehabt, mit einem Satrapen spazieren zu
 fahren, aller Welt Langweile zu machen. — Ich rei-
 fete um Familien glücklich zu machen.

Dion. Nun aber, die Sonne! die Sonne!

Diogenes. Sie kommt. Ich gehe den Weg vor
 mir hin, besteige hier einen Hügel, dort versenke ich
 mich in ein Thal, und komme so glücklich vom Wege
 ab. Unbesorgt schlage ich mich an die Küste; weil
 sie mich doch endlich nach Korinth führen mußte.
 Ich fand überall meinen Tisch an den Büschen, auf
 den Bäumen gedeckt, mein Nachtlager war eine
 Fischerhütte, oder auch wohl nur ein Felsen,
 und so komme ich dem Isthmus immer näher. End-
 lich hatte mich doch meine Streiferey tief in die Klip-
 pen geführt, welche die Erdenge bedecken. Rings um
 mich her Felsen, schroff und hoch, kein Fußsteig, hie
 und da ein kühles Thal voll Eichen, wilder Rosen
 und Brombeerranken, wodurch ein Bach himurmelt;
 in der Ferne das Getöse der Wellen, die in dem
 Klippenufer sich brechen. So ein Thal nahm mich
 auf. Ich strecke mich in die Rosen und schlafe. Auf
 einmal brüllt der Wind in den Felsen, das Getöse
 der Wellen wird donnernd. Die Götter wissen, wie
 mir der Gedanke aufstieg, den Sturm des Meeres
 anzuschauen. Ich erkletterte die höchsten Felsen. Noch
 immer sah' ich das Meer nicht. Wie ich endlich den
 letzten Felsen am Meer erstiegen habe, ist der Sturm
 vorüber, das Meer wiegt sich ruhiger in der Bucht,
 und im milden Sonnenschein liegt vor mir ein kleines
 Thal am Meer, rings vom Felsen umgeben. Ich
 durchfliege das Thal mit meinen Blicken, und sehe
 in einem Gebüsch ein Weib sitzen, das einen Säug-

ling in ihrem Schooße hielt. Keine Hütte rings um, und doch das Weib. Eine Unglückliche! dacht ich, und stieg hinab, ihr anzubieten, was mein war. Wie ich näher kam — ich hatte Zeit sie zu betrachten, sie bemerkte mich nicht — so sah ich in ihr ein junges, reizendes Weib, in ein kostbares Gewand gehüllt; das Gewand, ob sie gleich allein war, war dennoch so züchtig als möglich um ihr herum geschlagen; und nun weißt du, daß mich die Weiber mit Züchtigkeit zu allem in der Welt machen können. Ich schleiche mich schon ehrerbietiger näher. Im linken Arm lag ihr Säugling. Mit der rechten Hand aß sie Feigen und Beeren aus ihrem Schooße, und mit Thränen benetzte sie jeden Bissen, den sie nahm.

Endlich hörte sie meine Schritte. Sie sah sich um, sprang auf, zitterte, drängt mir die Hand entgegen, als ob sie mich schon in der Ferne zurückdrängen wollte. Dann suchte ihr Blick in den Felsen hinter ihr, wahrscheinlich nach einem Weg, mir zu entkommen. Ich blieb stehen. Ich sagte einige Worte, um ihre Furcht zu mindern. Sie antwortete nicht, aber ihre Thränen flossen heftiger. Ich bitt ihr meine Hilfe an, sie über die Felsen wieder unter Menschen zu führen. Menschen! seufzte sie, und sie drückte ihren Knaben an ihr Gesicht. Endlich mußte sie meine Bekanntschaft machen. Sie erzählte mir mit wenig flüchtigen Worten, daß sie an dieser Küste Schiffbruch gelitten, und mit ihrem Sohne an das Ufer geschleudert sey.

Das war ihr Unglück nicht, das sah ich. Sie erzählte mit einer Art von Triumph den Schiffbruch, und in einem gleichgültigen Worte, das, wie ich nachher merkte, Bezug auf ihr eigentliches Schicksal hatte, brach ihr Herz in seinem Schmerze. Ich bedauerte ihr Geschick, bitt ihr nochmals meine Hilfe an. Sie schüttelte leise den Kopf, betrachtete mich mit mistrauischen Blicken, und ließ mich deutlich merken, daß sie mich fürchtete, mehr fürchtete, als

die wilde Einsamkeit. Ueber dem Gespräche war die Sonne untergegangen. Ich wollte nun einmal Theil an ihrem Schicksal haben. Ich sagte lächelnd: so ungerne du mich auch hier siehest, so wirst du mir dennoch erlauben müssen, eine Nacht hier in deiner Einsamkeit zuzubringen; oder willst du, daß ich dort oben zwischen den Felsen zerschmettert werde?

Sie warf einen Blick auf die Felsen, legte die Hand an die Stirne, und sagte langsam: ich bin so unglücklich! Gute Götter! rief ich hier unfreywillig: wie viele Verbrechen mußten dazu gehören, diese arglose Seele so mißtrauisch zu machen! Ich bin ein Mensch! mit den Worten wendete ich mich an sie; ich fürchte die Götter, und der Götter Freunde, die Unglücklichen; traue mir, du Verlagne! In der That ich war tief bewegt, wie ich das sagte, und mein Aug schwamm in Thränen.

Laut, laut fieng sie an zu weinen, und reichte mir die Hand. Unser Bund war geschlossen. Ich suchte mir ein Lager zwischen den Felsen. Am andern Morgen kamen wir wieder im Thale zusammen. Ich erkundigte mich nach ihrer kleinen Wirthschaft. Ich nahm ihre Hand, ich sagte ihr voll Mitleiden: wie beklag' ich dich, ohne Hütte, ohne Obdach, so allem Ungeßüm des offenen Himmels ausgesetzt zu seyn! Sie lächelte. Ich habe eine Hütte, lispelte sie. Ach! sie paßt so ganz zu meinem Elende, setzte sie hinzu. Sie führte mich um einen Felsen; da lag eine Lonne, die der Sturm ebenfalls aus Ufer geworfen hatte, eines von den großen Wassergefäßen. Das ist meine Wohnung, sagte sie, und mein Lager! Das Lager bestand aus Schilf und Baumblättern. Ich betrachtete mit finstern Blicken das Lager, auf welches die Götter, und das Verbrechen der Menschen die Unschuld gebettet hatten. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr
das

das zu sagen. Und doch, sagte sie mit hervorbrechenden, ich glaube gar dankbaren Thränen; und doch bin ich hier glücklicher, als ich jetzt irgendwo sonst seyn könnte.

Meine Bekanntschaft, die ich nicht übereilen wollte, wurde nun schnell in die zärtlichste Freundschaft verwandelt. Nach und nach faßte ihr Herz Zutrauen zu mir. Sie saß nun schon eine halbe Stunde neben mir, und er heiterte ihren Kummer, in Erzählungen von der Liebe gegen das Kind, und von der Sorge für sein Geschick. O ich könnte Jahre lang, so gefessen, meine nassen Augen starr auf ihre erloschenen, nichts mehr verlangenden Blicke geheftet, und so diesen schönen Lippen zugehört haben! O ist denn nicht Elend genug da, das die Götter senden? Müßen noch die Menschen, die Fackel der Furien in den Händen, die seltenen Freuden, welche die Unschuld noch besitzt, tödten. — Die Geschichte dieses Weibes hat mir auf lange die Menschen vereckelt; bis dahin hatte ich den Menschen verlacht, ich stand auf dem Punkt, ihn zu verwünschen. Das war die Proune!

Dion. Und die Geschichte des Weibes? Du bist noch nicht fertig.

Diogenes. An einem schönen Abende saß ich neben Charitlea, so hieß sie, — auf einem Felsen. Sie erzählte mir bis in die sinkende Nacht ihre jammervolle Geschichte.

Die Fortsetzung folgt.
